

Helgard Klein
Der Goritschnigg
Die Toten vom Wörthersee

Das Buch

Ein Strafgefangener wird von der Pathologin des LKH Klagenfurt als ‚verstorben‘ von der Internen Abteilung abgeholt. Beide kommen jedoch nie in der Pathologie an. Die Medizinerin wird noch am gleichen Tag im Wörthersee treibend aufgefunden, der Häftling einen Tag später. Je mehr der unkonventionelle und lässige Chefinspektor Goritschnigg von der Klagenfurter Kriminalabteilung den Fall untersucht, umso rätselhafter wird er. Auch als die Schwester der Medizinerin aus Russland auftaucht, führt das nicht zu mehr Klarheit, sondern wirft zusätzliche Fragen auf. Haben die Todesfälle mit dem verschwundenen Großvater der beiden Frauen zu tun oder geht es um die Tochter der Pathologin, die ebenfalls abgängig ist? Als ein weiterer Toter im Wörthersee aufgefunden wird, blickt Goritschnigg langsam durch, aber erst eine Gegenüberstellung aller Beteiligten führt zu der überraschenden Auflösung.

Die Autorin

Die gebürtige Kärntnerin studierte in Wien Lebensmitteltechnologie und arbeitete zunächst in der Forschung. Später war sie als Handelsunternehmerin tätig und betrieb zuletzt eine Privatschule für Naturheilkunde. In der Pension schreibt sie Romane, Krimis und Kinderbücher.

Helgard Klein

Der Goritschnigg

Die Toten vom Wörthersee

Kriminalroman

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden. Die Namen sind willkürlich ausgewählt. Ähnlichkeiten mit Personen und den meisten Schauplätzen sind rein zufällig. Ausgenommen sind bekannte Lokale, Örtlichkeiten und öffentliche Einrichtungen in Klagenfurt und Umgebung.

Taschenbuchausgabe 2019

Copyright © 2019 by Helgard Klein

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung der Autorin wiedergegeben werden

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Umschlagzeichnung: © Stefan Klein

Druck und Vertrieb im Auftrag
der Autorin/des Autors: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

printed in Austria

Paperback: ISBN 978-3-99084-825-8

Hardcover: ISBN 978-3-99084-826-5

e-book: ISBN 978-3-99084-872-2

Dienstag

„Goriiiiitschnigg!“

Er fuhr ruckartig hoch, als die Stimme ihn unsanft in die Gegenwart riss. Sie erinnerte ihn an das unangenehme Kreischen der Kreissäge auf dem Hof seines Vaters, dabei war er an diesem heißen Tag gerade so sanft in Morpheus' Arme gesunken.

„Goriiiiitschnigg!“

Die Tür wurde aufgerissen und Traneggers Gesicht erschien, hektisch gefleckt und mit geblähter Nase. „Wo zum Teufel steckst du? Wir haben um zwei ausgemacht!“

„Jessas, vergessen, Chef!“ Er sprang behände auf die Beine und wand sich um den Schreibtisch herum, der so nahe an der Wand stand, dass er den Bauch einziehen musste. Ein kurzer Blick in den Spiegel, der über dem Waschbecken hing, ließ ihn vor seinem eigenen Bild erschrecken. Rasch fuhr er sich durchs Haar, das in wilden Locken von seinem Haupt abstand, was aber nicht das Geringste bewirkte.

Der Chef, ein großer, etwas korpulenter Mann mit dunklem Haar, braunen Augen und einem breiten, fülligen Mund, stand mit verschränkten Armen in der Türöffnung. „Mal wieder vor Erschöpfung eingeschlafen, wie? Mal wieder überlastet?“ Er streckte abrupt den Kopf nach vorne wie ein Geier, der sich auf die Beute stürzt und setzte mit zusammengekniffenen Braunen einen vermeintlich stechenden Blick auf, der Goritschnigg augenblicklich zum Lachen reizte. „Oder hast du wieder mal zu tief ins Glas geschaut?“

„Bingo!“ sagte Goritschnigg, „alle drei Vermutungen treffen zu!“

„Na ja, dann bin ich beruhigt. Dachte schon, du bist vielleicht krank.“

„Krank?? Was ist das? Was zum Essen?“

„Lass die Witze! Wir haben einen Fall! Besser – *du* hast einen Fall!“

„Oje, der Tag hat so schön angefangen!“

„Komm, es ist bereits halb drei. Die anderen warten schon. Der Tomaschitz hat einen Toten gefunden.“

„Der Tomaschitz findet was? Gerät die Welt aus den Fugen?“

Goritschnigg löste sich von seinem Spiegelbild, nachdem er rasch den Kragen an seinem kurzärmeligen Hemd gerichtet hatte. Er ging mit Tranegger aus dem Raum und den Gang hinunter, vorbei an ehemals weißen Wänden und ehemals weißen Türen, an deren Seiten Schilder angebracht waren mit Namen wie ‚Brandstetter‘, ‚Weitschacher‘, ‚Garantschnig‘, ‚Zawulnig‘ und ‚Zweigstelle Völkermarkt‘, das ewige Provisorium, seit in Völkermarkt die Polizeidienststelle abgebrannt war und man beim Neuaufbau auf die Kriminalabteilung verzichtet hatte – mit der Begründung, sie sei in Klagenfurt ohnehin gut aufgehoben.

Fast am Ende des Korridors betraten sie rechter Hand einen Raum, der mit ‚Amtsleitung‘ gekennzeichnet war. In dem Raum waren zwei Schreibtische gegeneinandergestellt, sodass sich die beiden hier beschäftigten weiblichen Wesen, die sich überhaupt nicht leiden konnten, ständig tief in die Augen schauen mussten. An einem davon saß eine junge Blondine, die von ihrem Computer aufsaß und mit einem kurzen: „Ah! Der Kommissar ist auch schon da!“ bei Goritschnigg eine Salve imaginärer Kugeln aus einer imaginären Pistole auslöste, was die Dame mit einem: „Schießen kann er zumindest noch!“ quittierte. Links ging eine Tür ins Büro des Amtsleiters Kurt Tranegger.

Die beiden Männer gingen auf die rechte Tür zu, die offen stand und in den Besprechungsraum führte. In der Mitte waren Tische der Länge nach zusammenstellt und bildeten mit den sie umgebenden Sesseln einen Konferenztisch. An einer Querwand gab es eine große weiße Tafel, die als Projektionsfläche oder auch als Pinnwand benutzt werden konnte. Es standen diverse Gegenstände herum, die man für Instruktionen, Vorführungen oder Ausbildungsmaßnahmen brauchte. Der Raum konnte mit wenigen Handgriffen in einen Lehrsaal umgewandelt werden.

Drei Männer saßen an einem Ende des Tisches. Neben Anton Smolnig, der ein korpulenter, untersetzter Uniformierter mit feistem Gesicht, dunklem glattem Haar und Schnurrbart war, saß ein langer, dürrer Polizist mit blondem Flaum auf allen Hautpartien, hellem Haar und hellblauen Augen. Er strahlte, als hätte man ihm gerade einen Scheck über zehntausend Euro überreicht. Es war Franz Tomaschitz und der Kollege des Dicken. Sie hatten die Spitznamen ‚Stan und Ollie‘, was passender nicht hätte sein können.

Der dritte Mann blickte finster drein. Er war groß und kräftig, hatte ein gut geschnittenes, braun gebranntes Gesicht, kurze, dunkle Haare und braune, von dichten Augenbrauen überschattete Augen. Er trug einen schicken grauen Anzug mit Krawatte und blickte missmutig die beiden eintretenden Männer an. Es war Chefinspektor Roland Kopetzky.

„Tommy, du hast eine Leiche *gefunden*, wie ich höre.“ Goritschnigg hatte sich neben den langen Lulatsch gesetzt. „Wo ist sie denn nun?“

Der Angesprochene grinste womöglich noch breiter: „Im Krankenhaus!“

Goritschnigg fuhr verblüfft zurück. „Du hast eine Leiche im Krankenhaus gefunden? Toll! Was denn für eine Leiche?“

Tomaschitz hörte auf zu grinsen und sah leicht irritiert zu Tranegger. „Sie haben ihm nichts gesagt?“

Tranegger zuckte die Schultern. „Sie sollen es ihm selbst erzählen.“

„Also gut, ich habe meine Mutter im Krankenhaus besucht. Sie hat gerade eine Gallenoperation hinter sich und ich wollte kurz mit dem Arzt reden, ob vielleicht Komplikationen zu erwarten ...“

„Deine Mutter in Ehren, aber gleich gibt’s Komplikationen mit mir ...“

„Äh, also, wie ich so durch den Gang marschier‘, steht die Tür zu einem Krankenzimmer offen - die Nummer fünf war’s –

und da drin liegt eine Leiche auf einer Bahre. Ich habe gleich gesehen, dass es eine Leiche ist, weil sie gerade zugedeckt wurde.“

„Hätte ja auch ein Dieb sein können, der sich versteckt.“

„Wie, was? Im *Krankenhaus*?“

„Na, ja, unter so einem weißen Leintuch kann sich alles Mögliche verbergen.“

„Nein, nein, es war eindeutig eine Leiche“, beeilte sich Tomaschitz zu erwidern, „ich habe *sie* ja schließlich auch gesehen.“

„Wen? Die Leiche?“

„Nein, die Pathologin Dr. Lüttje! Das ist mir schon etwas komisch vorgekommen und da hat's bei mir geklingelt.“

Goritschnigg antwortete mit Pokerface und tiefer Stimme: „Tatsächlich geklingelt!“

Tranegger konnte nicht an sich halten und verließ ganz rasch den Raum. Nach zwei Minuten kam er zurück und setzte sich. „Tschuldigung, ein plötzlicher Hustenanfall.“

„Könnte die sogenannte ‚kalte Bronchitis‘ sein“, sagte Goritschnigg grinsend. „Sehr verbreitet in diesem Sommer.“ Er ignorierte Traneggers wütenden Blick.

Tomaschitz hob die Augenbrauen: „Die habe ich vorige Woche auch gehabt. Bin sie nur schwer wieder losge...“

Goritschnigg beugte sich genervt vor: „Scheint ja nicht dein Leben gekostet zu haben. Also, was ist dabei, wenn sich die Pathologin um einen Toten kümmert?“

„Weil das der Petrovic war! Ich habe die Pathologin gefragt, wie der Petrovic hierherkommt, aber sie hat nichts weiter gesagt. Ich soll mich an das Krankenhauspersonal wenden.“

„Und, hast du?“

„War keins da!“

„Was soll denn das heißen?“

„Die ganze Station war leer, nachdem mich alle schon im Treppenhaus fast umgerannt haben. Da hab ich gedacht, besser Sie oder Chefinspektor Kopetzky sollten sich darum kümmern.“

„Mir sagt der Name Petrovic nichts, wieso hat's eigentlich bei dir *geklingelt*?“ Er sah entschuldigend zu seinem Chef hinüber. „Hast du ihn gekannt?“

Tomaschitz schaute erstaunt Goritschnigg, dann Kopetzky an. „Natürlich, ich habe ihn doch ins Gefängnis gebracht. Im Frühjahr! Ich meine, nicht ich persönlich, das war Chefinspektor Kopetzky, aber ich habe geholfen, ihn aufzuspüren. Da werd' ich mich wohl an ihn erinnern!“

„Oh! Gut, Tommy. Wann war das genau?“

Tomaschitz schaute zu Kopetzky und hob die Schultern. „Irgendwann im März oder April, glaube ich.“

„Ich meinte, wie spät war's, als du *heute* den Petrovic gesehen hast?“

„Ach so. Elf Uhr dreiundzwanzig.“

Jetzt staunte Goritschnigg. „Wieso weißt du das so genau?“

„Die Uhr im Zimmer meiner Mutter zeigte elf Uhr vierundzwanzig und nachdem ich eine Minute gebraucht hab, um den Gang entlang zu ...“

„T o m a s c h i t z!!! Danke, du kannst gehen!“

Der kleine dicke Smolnig hatte die ganze Zeit über geschwiegen, jetzt sagte er: „Sollen wir unsere übliche Runde ...?“

„Ja, ja, es gibt weiter nichts in der Sache für euch zu tun!“ Die beiden Streifenbeamten verließen den Raum.

Kopetzky hatte bisher nichts von sich gegeben, sondern nur finster zu Boden gestarrt, als fürchte er, von dort schreckliche Wesen aus der Vergangenheit aufsteigen zu sehen. Jetzt hob er den Kopf und blickte von Goritschnigg zu Tranegger und wieder retour. Er war erst zwei Jahre hier im Amt, ein ehrgeiziger Wiener, den man ihnen ins Nest gesetzt hatte und der entsprechend unbeliebt war. Niemand hätte sagen können, warum, denn er war weder unfreundlich noch aufdringlich. Er sah einfach immer finster drein, war wortkarg und verschlossen. Nicht dass Jakob Goritschnigg ein Ausbund an Gesprächigkeit oder zugänglicher

gewesen wäre, aber das war halt der Goritschnigg, basta. In Kärnten hatten immer schon solche Erklärungen genügen müssen. Deshalb war es ganz selbstverständlich, dass jeder mit einem Problem zuerst zu ihm kam, bevor er jemand anderen auch nur in Erwägung zog. Kopetzky war das vollkommen bewusst und es wurmte ihn oft genug, dass er die zweite Geige spielen musste, obwohl er der bestausgebildete Kriminalbeamte in der Abteilung war. Er hatte Jus studiert, bevor er zur Polizei gegangen war und hatte Kurse über Forensik, Kriminalstrategien, Kriminalpsychologie und auch Schulungen in Amerika besucht. Er sprach perfekt Englisch und einigermaßen Französisch, aber das nützte ihm hier nicht viel. Vor allem aber war er ein Protegé und das verzieh man ihm nicht. Er hatte eine Kärntnerin, Tochter eines Regierungsbeamten, geheiratet und der hatte ihm die Stelle in der Klagenfurter Kriminalabteilung beschafft.

„Was halten Sie davon?“ Kopetzky wandte sich an Tranegger, obwohl es Goritschnigg war, der mit Tomaschitz gesprochen hatte. Tranegger war der einzige, mit dem er ‚konnte‘, denn der behandelte ihn nicht wie einen Aussätzigen.

Tranegger zuckte mit den Schultern: „Der Petrovic sitzt doch in Atschalas, soviel ich weiß. Warum war er überhaupt im Krankenhaus? Woran ist er gestorben? Andererseits ist Tomaschitz halt leider nicht der Hellste. Wer weiß schon genau, was seine Beobachtung wirklich bedeutet. Vielleicht ist es viel Lärm um nichts.“

Goritschnigg kratzte sich am Kinn. „Kann natürlich sein. Ein Verbrechen wäre uns gemeldet worden, wenn Petrovic Opfer eines solchen geworden wäre.“

„Perfektes Deutsch!“ Kopetzky grinste.

„Nicht wahr! Bin ein Naturtalent!“, konterte Goritschnigg. „Muss uns die Sache eigentlich etwas angehen?“, fragte er seinen Vorgesetzten.

„Nachdem der Tomaschitz sie gemeldet hat, geht sie uns etwas an. Ich finde, du solltest das übernehmen, Jakob, du bist von

hier und es fällt nicht so auf!“ Kopetzky zog eine säuerliche Schnute und Tranegger beeilte sich, hinzuzufügen: „Das soll kein Affront gegen Sie sein, Herr Kopetzky, aber die Leute hier reagieren ein bisschen ...“

„... allergisch auf Fremde, ich weiß!“

„... zurückhaltender gegenüber Nicht-Kärntnern, wollte ich sagen. Schildern Sie uns bitte kurz, was es mit dem Petrovic auf sich hat.“

„Im März dieses Jahres wurden uns von einigen sehr abgelegenen Pfarreien Diebstähle von Statuen und Altartafeln gemeldet. Bei einem dieser Vorfälle wurde der Übeltäter, ein Mann namens Karel Petrovic, von einem Messdiener beobachtet. Dieser rief uns an und wir konnten den Kerl, der sich heftig wehrte und einen unserer Beamten verletzte, dingfest machen. Er wurde rechtmäßig verurteilt und sitzt seitdem im Gefängnis in Atschalas.“

„Besserungsanstalt heißt das neuerdings!“, sagte Tranegger.

Goritschnigg grinste. „Willst du damit sagen, dass wir dort unsere lieben unsozialen Mitbürger zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft machen?“

„Natürlich, das gefällt ihnen sogar, deshalb sind viele ja auch Dauergäste und kommen immer wieder.“

„Das ist gar nicht so lustig, wie’s klingt.“

„Sollte auch nicht lustig sein, weil die Wahrheit selten lustig ist.“

Kopetzky fuhr fort: „Von mir aus – Besserungsanstalt! Er hat zwei Jahre bekommen, da er keine Einsicht zeigte und nicht bereit war, das Versteck, bzw. die Bezieher der Kunstgegenstände zu nennen.“

„Hatte er Komplizen?“

„Vermutlich nicht. Er bestritt es vehement und es gab auch keine Vorfälle mehr, seit er sitzt.“

„Gut“, sagte Tranegger, „das muss vorläufig reichen. Jakob, frag mal im Gef..., äh, in der ‚Besserungsanstalt‘ nach, wie’s

dem Petrovic geht. Dann wissen wir ja gleich, ob der Tomaschitz sich geirrt hat.“

Der Direktor des Landesgefängnis wirkte reserviert. Goritschnigg hatte nicht oft mit ihm zu tun, aber so unfreundlich war er ihm noch nie vorgekommen.

„Petrovic hatte heute Morgen einen Anfall von Bauchkrämpfen mit Durchfall, Erbrechen und hohem Fieber. Er wurde sofort ins Krankenhaus gebracht.“

„Von der Rettung oder habt ihr ihn transportiert?“

„Die Rettung hat ihn geholt.“

„Wann war das?“

„Um zehn Uhr dreißig.“

„Haben Sie seitdem etwas von ihm gehört?“

Der Direktor wirkte verwundert; „Nein, sollten wir?“

„Dann wissen Sie also nicht, dass er verstorben ist.“ Stille am anderen Ende der Leitung. „Sind Sie noch da?“

„Natürlich! Der Petrovic tot? Woher wissen Sie das?“

„Einer unserer Beamten hat ihn unter einem Leichentuch gesehen. Heute am Vormittag. Im Krankenhaus! Interne Zwei!“

Schweigen. Dann: „Und es war eindeutig der Petrovic?“

„Das weiß ich noch nicht. Der Beamte hat ihn nur kurz gesehen, behauptet aber steif und fest, dass er es ist. Die Pathologin, die dabei war, hat nicht widersprochen.“

„Heißt das, mit seinem Tod könnte etwas nicht stimmen?“

„Genau das wollen wir ja jetzt herausfinden. Vorläufig bin ich so schlau wie Sie! Noch eine Frage: War ein Beamter dabei, als er mit der Rettung ins Krankenhaus geschickt wurde?“

Wieder Schweigen. Goritschnigg beschlich leichte Ungeduld. „Was ist?“

„Es war ein Notfall und es war niemand abkömmlich. Zwei Beamte sind in Urlaub und einer ist krank ...“

„Also Schlampererei! Ich glaube, da gibt es einen Erklärungsbedarf“, sagte Goritschnigg und legte auf.

Nachdem er Tranegger das Ergebnis seines Telefonats mitgeteilt hatte, holte er sein Fahrrad aus dem Hof des Polizeigebäudes, schob es durch das Tor auf die Straße und schwang sich darauf. Erleichtert und glücklich, das Polizeigebäude verlassen zu können, fuhr er los. Er liebte es, mit dem Rad durch *seine* Stadt Klagenfurt zu fahren. Deshalb wählte er dieses Verkehrsmittel, wann immer es möglich war. Er fuhr die 10. Oktoberstraße entlang, schob das Rad über den Neuen Platz, dem Zentrum der Stadt, wo der gute alte Lindwurm, bedroht von dem keulenschwingenden, aber zahnlosen, weil nie zuschlagenden Herkules, seinen dünnen Wasserstrahl gegen den aufgeplustert drohenden griechischen Helden spie, ohne ihn je zu treffen. Die weitere Strecke führte durch die Fußgängerzone und über die St. Weiterstraße zum Landeskrankenhaus.

Das Klagenfurter Krankenhaus bestand aus einer Ansammlung von separaten Bauten für die einzelnen Abteilungen, eingebettet in ein parkähnliches Gelände. Einige Kranke saßen mit und ohne Besucher auf Bänken, flanierten über die Kieswege durch das Gelände oder gaben sich der Sonnenbestrahlung hin. Man hätte es glatt für ein Sanatorium halten können.

Der Chefinspektor radelte zur Zweiten Medizinischen Abteilung, stellte sein Fahrrad ab und betrat das Gebäude. Im zweiten Stock ging er auf eine Krankenschwester zu.

Sie sah ihn mit Interesse an: „Ja?“

„Ich suche die Oberschwester.“

„Die ist da vorne – gerade in Zimmer sieben gegangen.“

Er fand die gewichtige, matronenhafte, streng blickende Frau, die er kannte. „Grüß Gott, Frau Glantschnig.“

„Der Goritschnigg, schau an, was führt Sie zu uns? Doch kein Verbrechen?“

„Nicht direkt, ich hätte gerne Auskunft über den Petrovic, der heute Vormittag bei euch verstorben ist.“

„Wo soll denn das gewesen sein?“

„In Zimmer fünf.“

Die Schwester wurde reserviert und wandte sich ab: „In Zimmer fünf ein Todesfall? Da müssen Sie den Oberarzt fragen.“

„Sagen Sie mir wenigstens, woran er gestorben ist.“

„Da müssen Sie den Oberarzt fragen.“

Goritschnigg verdrehte die Augen. „Welche Krankheit er hatte, werden Sie mir doch sagen können.“

„Da müssen Sie den Oberarzt fragen.“

„Wann wurde er denn eingeliefert.“

„Da müssen Sie ...“

„... den Oberarzt fragen, ich weiß! Sagen Sie, spielen wir das Spielchen: ‚Da müssen Sie den Oberarzt fragen‘ jetzt bis zum Sankt Nimmerleinstag weiter oder können Sie auch selbständig sprechen.“

Beleidigt wandte sie sich ihm zu: „... sich an die Schwester am Empfang wenden, wollte ich sagen.“

„Wo finde ich den Oberarzt.“

„Zu Hause!“

„Oh, prima, das hätten Sie mir gleich sagen können.“

„Wär’ aber weniger amüsant gewesen!“ Sie grinste. Wieder ernst sagte sie: „Wenn Sie etwas über einen Patienten in Zimmer *fünf* wissen wollen, bin ich die falsche Ansprechperson. Kapiert!“

„Wieso das?“

„Weil das eines der Privatzimmer von Primarius Dr. Hochstetter ist und da gibt es eigene Spielregeln.“

„Zum Beispiel?“

„Nicht zu viel fragen!“

„Und deshalb wissen Sie als Oberschwester nicht über einen Patienten Bescheid, der hier lebend reinkommt und tot rausgeht.“

„Rausgeht ist gut, Herr Inspektor.“ Sie stemmte die Fäuste in ihre ausladenden Hüften und fauchte den Kriminalbeamten an: „Jetzt hören Sie mal gut zu, Sie Schlaumeiner. Zimmer fünf war gar nicht belegt, von einem Verstorbenen weiß ich nichts und außerdem war heute Vormittag die Hölle los. Der Strom ist

ausgefallen, das Notstromaggregat ist nicht gleich angesprungen und alle Ärzte und Schwestern waren bei den Intensivpatienten auf der anderen Seite vom Stiegenhaus.“

„Wieso kam es zu dem Stromausfall?“

„Durchgebrannte Sicherungen! Dieses Gebäude ist uralt und die elektrischen Leitungen können schon mal überlastet sein, hat der Techniker erklärt. Und im ersten Stock wird umgebaut.“

„Und warum ist das Notstromaggregat nicht angesprungen?“

„Seltsamerweise war der Stecker herausgezogen. Tja, so einfache Pannen können passieren. Wahrscheinlich hat die Putzfrau nicht aufgepasst oder einer der Bauarbeiter hat gefuscht. Na ja, ist ja nichts passiert und nach kurzer Zeit hat alles wieder funktioniert.“

Der ‚Empfang‘ war nichts anderes als ein Fenster neben der Tür zum Schwesternzimmer, hinter dem normalerweise keine ‚Empfangsschwester‘ saß, da es sich hier um eine Bettenstation handelte. Goritschnigg klopfte an die offenstehende Tür und eine vielleicht dreißigjährige blonde Frau in weißem Kittel erschien aus einem dahinterliegenden Raum. Sie stellte sich als Schwester Maria vor. Von einem verstorbenen Patienten namens Petrovic wisse sie nichts; weder von einem Ein- noch von einem Abgang. „Es war allerdings heute hier die Hölle los und wenn es ein Notfall war, dann kann schon mal ein Patient durch den Rost fallen.“

„So dünn war er auch wieder nicht, nehme ich an!“

Sie blickte ihn entgeistert an, weshalb er sich zu bemerken beeilte: „War ein Scherz, gute Frau! Muss der Name nicht irgendwo vermerkt sein?“

„Normalerweise schon, aber wie gesagt ...“

„Der Rost mit den großen Löchern, ich weiß! Könnte es sein, dass man unter Umgehung dieses Zimmers hier jemanden reinbringen kann?“

„Natürlich! Ich bin nur für Patienten mit einer Einweisung zuständig. Es gibt da eine Hintertreppe.“ Sie kam zum

Chefinspektor auf den Gang und zeigte diesen entlang. „Der Gang zweigt am Ende nach links und rechts ab und wenn Sie den rechten nehmen, kommen Sie dort zu dem zweiten Stiegenhaus, das zur Rückseite des Gebäudes führt.“

„Ist es immer offen zugänglich?“

„Eigentlich schon, aber wir benutzen diesen Teil selten.“

„Eine Frage noch: Haben Sie die Rot-Kreuz-Leute oder Dr. Lüttje heute gesehen?“

„Vom Roten Kreuz habe ich niemanden gesehen. Dr. Lüttje? Doch, die schon und hab mich noch gewundert, was die hier macht. Sie ist in Zimmer fünf gegangen, aber gleich wieder rausgekommen. Das war so um halb zehn.“

„War sonst noch jemand da, der nicht hierhergehört?“

„Ein Pfleger, den ich nicht kenne, ist aus dem Vorratsraum da gekommen ...“, sie zeigte auf eine gegenüberliegende Türe, „... und mit den anderen hinausgerannt, als auf der Station die Hölle los war. Dann war da noch ein langer schlaksiger Mann, der seine Mutter zu den unmöglichsten Zeiten besucht.“

„Danke, dem kenn‘ ich. Kommt es häufig vor, dass Personal zu sehen ist, das nicht hier arbeitet?“

„Natürlich! Wir sind ja mit allen Stationen vernetzt.“ Sie bekam einen gehetzten Blick und beeilte sich zu sagen: „Ist noch was? Ich muss jetzt wirklich ...“

„Ja, ja, danke, gehen Sie nur.“

Goritschnigg inspizierte das abgelegene Stiegenhaus. Hinter der Glastüre stand eine Krankenliege am oberen Absatz, sonst war nichts zu sehen. Auf dem Rückweg schaute er kurz in den Raum, aus dem angeblich ein Pfleger gekommen war. Es war ein Depot für medizinische Vorräte. Er war gerade dabei, das vordere Treppenhaus zu betreten, als ihn Schwester Maria am Ärmel zupfte und zurückhielt.

„Mir ist noch etwas eingefallen. Ich weiß nicht, ob das wirklich von Bedeutung ist: Dr. Lüttje war vor ein paar Tagen schon mal hier.“

„Was hat sie hier gemacht?“

„Sie hat ..., ich weiß auch nicht ..., so seltsame Sachen gefragt: Wie viele Betten belegt sind, ob der Giftschränk gut gesichert ist, ob das Essen gut ist und solche Sachen. Ich sagte, wir seien meistens voll, der Giftschränk sei stets verschlossen, das Essen sei ganz passabel und warum sie das alles wissen will. Da sagte sie, sie wolle den Krankenhausbetrieb einfach besser kennenlernen, da sie erst seit kurzer Zeit da sei und es gäbe immer Personen, die sich für Drogen interessierten und sie habe da böse Erfahrungen usw. Es war ziemlich krauses Zeug. Dann fragte sie noch, ob eines der Privatbetten in nächster Zeit frei sei. Ich sagte, dass zurzeit nur das Zimmer drei belegt ist. Ihr Verhalten kam mir ziemlich komisch vor und ich wollte nichts damit zu tun haben, denn wenn es nicht korrekt wäre, dass ich ihr Auskunft gäbe, dann bekäme ich das Fett weg und nicht sie, deshalb sagte ich, wenn sie Genaueres wissen wolle, müsse sie sich an die Oberschwester oder einen der Ärzte wenden.“

„Haben Sie den Vorfall jemandem erzählt?“

Sie wurde kleinlaut. „Nein, habe ich nicht, deshalb sage ich es jetzt Ihnen; und bitte verraten Sie mich nicht. Ich habe natürlich angenommen, dass sie einen Patienten bei uns unterbringen wollte und um seine Sicherheit besorgt war.“

„Haben Sie gesehen, wo sie anschließend hingegangen ist?“

„Nein, aber die Milena vielleicht.“

„Wer ist Milena?“

„Hilfskraft für Reinigung, Essenausgabe, Hilfsdienste. Eine Polin. Ich habe ihr gegenüber die Sache kurz erwähnt, aber sie hat gesagt: ‚Meine Devise: Nicht kümmern um die G’sunden, die sein oft kranker als die Kranken.‘“

„Wo finde ich sie jetzt?“

„Bei der Essenausgabe. Sie ist die Dunkelhaarige, Kleine, Mollige. Sie geht ein bisschen schief – ein Bein kürzer, glaube ich! Ich muss jetzt gehen und entschuldigen Sie, dass ich Sie belästigt habe mit etwas, das vielleicht gar nichts ist.“

„Das weiß man nie.“

Er fand den Essenskonvoi in Zimmer zwei. Milena entdeckte er sofort. Nachdem er ihr seinen Polizeiausweis gezeigt hatte, fragte er sie, ob er ganz kurz mit ihr sprechen könne. Sie beäugte ihn misstrauisch und versuchte ihn abzuwimmeln, ging aber dann doch mit ihm vor die Tür.

„Nicht habe Zeit! Essen ausgeben wichtig. Weshalb mich wollen sprechen?“

Nach Erwähnung des Gesprächs mit Schwester Maria fragte er, ob sie die fremde Ärztin auch gesehen habe. Sie meinte, sie habe sie ganz kurz von hinten gesehen., als sie den Gang hinuntergeeilt sei. Knapp vor dem Ausgang ins vordere Stiegenhaus, der durch eine über die ganze Gangbreite gehende Milchglastür gebildet wurde, sei sie stehengeblieben und habe kurz in den Raum auf der linken Seite geschaut, bevor sie die Station verlassen habe. Goritschnigg bedankte sich und Milena wollte schon enteilen, als er noch fragte, warum sie der Meinung sei, dass die G'sunden oft kränker als die Kranken seien, worauf sie aufsässig zurückfragte: „Ehrlich, ist nicht so? Schauen Sie Ärzte, Schwestern: sind blass, müde, gestresst! Schauen Sie Kranke: Liegen in Betten, sitzen in Sonne, sind entspannt, munter, haben Zeit! Wem geht besser?“

Nun betrat er die Kammer, in die er zuvor schon einen kurzen Blick geworfen hatte. Links und rechts gab es offene Regale. Auf der einen Seite standen dicht an dicht Kartons mit der Aufschrift: ‚Spritzen‘ – in verschiedenen Dimensionen. Auf der anderen Seite waren die Regale angefüllt mit Verbandszeug, Mullbinden und jeder Menge Papierkram für Popos, die nicht mehr auf natürliche Weise funktionierten. Goritschnigg schauderte bei dem Gedanken, dass er diese Utensilien womöglich auch einmal würde in Anspruch nehmen müssen. Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel und flehte um ein langes Leben für seine Mutter, denn sosehr und sooft er sich auch über sie ärgern musste, geholfen hatte sie ihm immer noch, wenn ihn etwas drückte.

Er nahm einen Spritzenkarton heraus und öffnete ihn. Der Inhalt waren kleinere Schachteln, in denen sich 20 ml Spritzen befanden. Er stellte den Karton zurück und wollte eben einen zweiten herausziehen, als etwas zu Boden fiel, das zwischen den beiden Kartons gesteckt hatte. Es war ein Faltpapier mit einem Schaltplan. Er deponierte ihn in einen der dünnen Plastikbeutel, die er immer bei sich trug. Weiter fand er nichts. Er verließ den Raum und wollte gerade durch die angrenzende Milchglastür ins Stiegenhaus gehen, als diese aufging. Erschrocken stand die Oberschwester vor ihm.

„Sie sind noch da?“

„Ein Geist bin ich jedenfalls nicht“, sagte Goritschnigg hastig, wobei er den Plastikbeutel rasch in die linke Hand wechselte, die von ihr abgewandt war. Mit der rechten Hand winkte er ihr zu, bevor er an ihr vorbeieilte. Sie blickte ihm verblüfft nach und ging kopfschüttelnd durch die Tür. Am Vorratsraum blieb sie stehen und warf einen Blick hinein. Nochmals schüttelte sie den Kopf und murmelte: „Was hat er bloß da drin gewollt?“ Sie hatte ihn durch die Milchglasscheibe aus dem Raum kommen sehen.

Das pathologische Institut lag etwas abseits in einem kleineren Gebäude, wo sich auch die Labors befanden. Er kannte Dr. Lüttje, mit der er gelegentlich zu tun hatte. Sie war eine große, dunkelhaarige, attraktive Frau um die vierzig, die sich immer kühl und abweisend verhielt. Das lag weniger an ihrer nicht besonders freundlichen Art, die er ja noch verstehen konnte, weil Kriminalbeamte immer ungeduldig waren und sofort Ergebnisse haben wollten, sondern an ihrem *„don't touch me“* – Gehabe, mit dem sie ihr Gegenüber einzuschüchtern und auf Distanz zu halten versuchte. Er schrieb das dem Umstand zu, dass sie Deutsche war, noch dazu, ihrem Akzent nach, mit slawischem Einschlag. Vielleicht brauchte sie auch eine längere Anlaufzeit, nachdem sie erst seit ein paar Monaten im Dienst war. Seine Versuche jedenfalls, die Atmosphäre etwas zu lockern, wie es seine natürliche

Art war, scheiterten bisher kläglich, sodass er es schließlich aufgab und sich auf das rein Berufliche beschränkte. Nicht, dass er gegen Deutsche etwas hatte, schließlich war seine Mutter auch eine, aber eben aus diesem Grunde kannte er die Reserviertheit der Deutschen gegenüber der etwas, na sagen wir, lässigeren Art, wie man in Österreich an Aufgaben und Probleme herangeht. Viele Diskussionsstunden mit seiner Mutter hatten ihn gelehrt, dass man besser daran tat, die Gegenseite nicht umkrempleln zu wollen.

Die Pathologie war im Erdgeschoss untergebracht. Dunkler Gang? Dunkler Raum? Düstere Atmosphäre? Weit gefehlt! Die pathologische Wirkungsstätte befand sich in lichtdurchfluteten Räumen; die Ausstattung war relativ neu. Erst vor zwei Jahren hatte man hier alles renoviert und angenehme Arbeitsbedingungen geschaffen.

Goritschnigg betrat das Büro, wo Dr. Wurzer als Chefpathologe und die Deutsche ihre Schreibtischarbeit erledigten. Weder Wurzer noch die Lüttje waren da; eine junge Medizinerin saß an einem der Tische.

„Dr. Lüttje, wo finde ich sie?“

„Bereits nach Hause gegangen. Irgendein privater Notfall. Mit wem ...?“

„Goritschnigg, Kripo!“ Er zeigte seinen Ausweis.

„Aha! Dr. Rosenig. Ich bin die neue Assistentin! Gerade auf Ausbildung! Wir haben keinen Mordfall zurzeit hier, also worum geht es denn?“

„Haben Sie eine Leiche mit Namen ‚Petrovic‘ eingeliefert bekommen?“

„Petrovic? Petrovic? Nicht, dass ich wüsste. Aber ich war am späteren Vormittag nicht da; hatte einen Zahnarzttermin. Dr. Lüttje sagte, sie brauche mich nicht, es gäbe nur Routinefälle.“

„Sie haben doch sicher so etwas wie eine Aufnahmekartei im Computer, in dem die Neuzugänge eingetragen werden? Könnte ich da mal reinschauen.“